

Reformationspredigt 2018 über Rö 7,14a ff.

Liebe Gemeinde, in diesem Jahr 2018 richtet sich das Gedenken Europas auf den November vor einhundert Jahren. Damals, am 29. Oktober 1918, reiste der deutsche Kaiser Wilhelm II. nach Belgien. Genauer gesagt ins Kurbad Spa, dorthin, wo die Oberste Führung des deutschen Heeres ihr Hauptquartier eingerichtet hatte. Dem Kaiser wurde deutlich gemacht, dass seine Armee nicht mehr imstande war, weiterzukämpfen. Alles Weitere ist bekannt: Es kam am 11. November zum Waffenstillstand, versehen mit Bedingungen, die von den alliierten Mächten diktiert wurden. Ein Tag zuvor, am 10. November, hatte Wilhelm die niederländische Königin um Aufnahme in ihr Land gebeten.

Die evangelische Kirche in Deutschland zeigte sich zutiefst schockiert. Nicht nur, weil das Heer den Kampf aufgab und die Waffenstillstandsbedingungen hart waren. Nicht nur, weil weite Teile der städtischen Bevölkerung unter der englischen Seeblockade litten und mit dem Hunger kämpften. Das Schlimmste für den deutschen Protestantismus war, dass er sich buchstäblich enthauptet fühlte. Denn mit der Abdankung des Kaisers und preußischen Königs verloren die Evangelischen ihr weltliches Oberhaupt, verlor die preußische Landeskirche, die größte evangelische Kirche, ihren Schutzherrn und Ehrenbischof. Die jahrhundertealte Ehe

von Thron und Altar zerbrach. Wobei der Altar gegenüber dem Thron stets der dienende Teil gewesen war. Denn es waren ja seit der Reformationszeit meist die Fürsten gewesen, die der Reformation zum Durchbruch verhalfen und sie förderten. Das hatten die evangelischen Kirchenoberen nicht vergessen und sich daher durch die Jahrhunderte hindurch mit den protestantischen Fürstenhäusern aufs Engste verbunden gefühlt. Nun traten innerhalb von neun Tagen alle gekrönten Häupter in Deutschland ab und ließen die evangelische Kirche verwaist zurück.

Etwas von dem großen Entsetzen, das die Kirche befiel, klingt noch aus den Worten des Aufrufs heraus, den der Evangelische Oberkirchenrat im November 1918 von allen Kanzeln Preußens verlesen ließ: „Wir haben den Weltkrieg verloren. Unerhört grausamste Waffenstillstandsbedingungen der übermütigen Feinde haben wir annehmen müssen. Kaiser und Reich, wie es in einer Geschichte ohnegleichen uns teuer und wert geworden war, ist dahin. Es ist uns nichts von Bitterkeit und Demütigung erspart worden. Unsre Herzen sind wie erstarrt und zerrissen in namenloser Trauer, in bängsten Sorgen“. Zitat Ende. Es war Otto Dibelius, der damalige Generalsuperintendent der Kurmark, der acht Jahre später, zum Reformationsfest 1926, auf Gegenkurs ging. Was die evangelische Kirche an Verlust

beklagte, sah er als Gewinn an. Aus der Katastrophe von 1918 machte Dibelius ein „befreiendes Gewitter“. Er veröffentlichte ein lila gebundenes Buch unter dem Titel „Das Jahrhundert der Kirche“. In diesem Buch stellt er die Behauptung auf, dass es bis 1918 eigentlich noch gar keine evangelische Kirche gegeben habe, sondern höchstens eine Unterabteilung im Fürstenstaat, die mit der religiösen Versorgung der Untertanen betraut war. Erst jetzt, wo alle Fürstenthronen geräumt waren, könne man wirklich von einer evangelischen Kirche sprechen: „Sie (die Kirche) war mit einem Schlage rechtlich freier geworden als zuvor. ... Sie war zugleich innerlich freier geworden. Einem republikanischen Staat gegenüber konnten die Rücksichten nicht mehr gelten, die auf den König genommen werden mussten. Ein Neubau der kirchlichen Verfassung, eine Neubildung aller Kirchenbehörden war die notwendige Konsequenz aus dieser großen Wendung der Dinge.“ Zitat Ende. Die ersten Leser werden wohl ihren Augen nicht getraut haben. Sie waren kirchliches Jammern und Zetern gewohnt. Nun vernahmen sie plötzlich schieres Triumphgeschrei, denn Dibelius schreibt: „Die Selbständigkeit der Kirche ist da. ... Eine Kirche ist geworden. Eine selbständige evangelische Kirche! ... Was den aufbauenden Mächten nach menschlichem Ermessen erst in langen

Jahrzehnten mühseliger Arbeit hätte gelingen können, ist jetzt mit einem Schlage geworden“, so Dibelius. „Habemus ecclesiam“, möchte man mit ihm sagen.

Doch was, liebe Freunde, ist daraus geworden, aus dieser Aufbruchsstimmung? Was ist von der damaligen Überschwänglichkeit übriggeblieben, nach diesem „Jahrhundert der Kirche“? Ich denke, dass diese Frage heute, 100 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, aber auch ein Jahr nach dem großen Reformationsjubiläum, es verdient, gestellt zu werden. Die Antwort auf die Frage kann aus meiner Sicht nicht besser zur Sprache gebracht werden als dadurch, dass ich den Predigttext aus dem Römerbrief des Paulus der heutigen evangelischen Kirche direkt in den Mund lege. So höre ich die Kirche die berühmten Worte aus Kapitel 7 sagen: Ich weiß nicht, was ich tue. Denn ich tue nicht, was ich will; sondern was ich hasse, das tue (und bewirke) ich. So tue ich das nicht mehr selbst, sondern die Sünde, die in mir wohnt. Denn ich weiß, dass in mir, das heißt in meinem Fleisch, nichts Gutes wohnt. Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht. Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Ich Elende! Wer wird mich erlösen von diesem Leib des Todes? Dank sei Gott durch Jesus Christus, unsern Herrn!

„Wollen habe ich wohl, aber das Gute vollbringen kann ich nicht...“: Unsere Kirche hat so vieles gewollt, so vieles auch getan. Und dennoch ist die evangelische Kirche in Belgien eine verschwindend kleine Minderheit geblieben. Und in Deutschland verläßt jedes Jahr eine Zahl von Menschen die evangelische Kirche, die so groß ist wie eine mittelgroße Stadt, wir reden von 200.000. Obwohl die Kirche über so viele Mittel und Ressourcen verfügt, über gut ausgebildetes Personal und hochmotivierte Mitarbeitende, über viele Einflussmöglichkeiten in die Gesellschaft hinein. Wir haben Gemeinden, Ämter und Diakonische Werke, Seelsorger und Sozialarbeiter, die nah bei den Menschen sind, wir haben die besten Religionsbücher, die klügsten Verlautbarungen, die qualifiziertesten Ausbilder und Theologieprofessoren. Wir haben das freieste Denken anzubieten, den tolerantesten Glauben, das planvollste Handeln. Wir haben alles und das im Überfluss. Und doch verlieren wir Menschen und Seelen, Monat für Monat, Jahr für Jahr. Und wenn die Kirche ehrlich zu sich selber wäre, dann müsste sie sich zurecht diese Worte zu eigen machen: „Ich weiß eigentlich nicht, was ich da tue. Denn ich tue nicht, was ich will; sondern was ich hasse, das tue ich. Ich arbeite mir die Menschen vom Leibe... . Wenn ich handle, werde ich kritisiert. Wenn ich schweige, werde ich auch kritisiert.

Wenn ich Gutes rede, werde ich verspottet. Wenn ich anprangere, werde ich auch verspottet. Wenn ich mich politisch engagiere, regen sich die Leute auf. Wenn ich es nicht tue, regen sich die Leute auch auf... .“

Ein Jahr nach dem Reformationsjubiläum ist oft wieder Alltag eingekehrt. Die Festlaune ist verfliegen. In Deutschland gehört die evangelische Kirche für viele zu einem Establishment, dem der Wind hart ins Gesicht weht. Man spöttelt über das kirchliche Gutmenschentum, darüber, dass die Kirche mit Achtsamkeit, Feminismus und Political Correctness beschäftigt ist. Vielen gilt sie als „rot-grün-versifft“, mit dem Zeitgeist verheiratet und dem liberalen Mainstream verpflichtet. Wie immer man zu diesen Vorwürfen im Einzelnen steht: In jeder Kritik, auch wenn man sie der Sache nach nicht teilt, steckt immer ein Körnchen Wahrheit. Ich finde, dass die Kirche nicht den Fehler machen darf, sich zu viel mit sich selber zu beschäftigen. Denn diese Gefahr scheint mir ein Erbe dessen zu sein, was nach 1918 begann und mit Otto Dibelius einen kräftigen Auftrieb erhielt: Dass die evangelische Kirche glaubt, den Menschen könne nur dann geholfen werden, wenn die Kirche als Kirche gestärkt werde. Aus diesem Grunde hat man immer und immer wieder an den Strukturen der Kirche herumgedoktert: Neue Gottesdienstformen erdacht, Gesangbücher und

Perikopenordnungen erneuert, Kirchengebäude saniert und für Kultur geöffnet, Strategiepapiere entwickelt, Gemeinden zusammengelegt, um das Angebot zu verbreitern und die Schlagkraft zu vergrößern und so fort. All dies ist und war nicht schlecht. Aber wieviel hat die evangelische Kirche investiert ins Nachdenken darüber, wie die Herzen und Köpfe der Menschen von heute zu erreichen sind?! Was wissen wir über die, die uns verlassen haben oder nicht zu uns gefunden haben? Über ihr Empfinden, ihre geistlichen Bedürfnisse, ihre enttäuschten Hoffnungen? War immer genug Zeit vorhanden, sich inmitten unserer Betriebsamkeit, zwischen all den Aktivitäten und Projekten, über das Gedanken zu machen, was Menschen antreibt oder ausbremst? Wurde das allgemeine Lebensgefühl, der Zeitgeist, jemals wirklich begriffen und theologisch verarbeitet? Liebe Gemeinde, mit dem Jahr 1918 begann ein langer Prozess der Auflösung. Es lösen sich seitdem die großen Selbstverständlichkeiten auf. Erst waren es die Fürstentümer, die alte Verbindung zwischen Thron und Altar. Inzwischen sind auch andere politischen Erzählungen an ein Ende gekommen, darunter der Sozialismus. Aber auch der Mythos vom schnellen technologischen Fortschritt, der uns das Paradies bescheren soll. Stattdessen glauben wir nicht mehr daran, dass unser Wohlstand folgenlos bleibt, dass

der Raubbau an der Natur ohne spürbare Schäden weitergehen kann. Wir wissen spätestens seit der Finanzkrise 2008 um die Anfälligkeit unseres Wirtschaftssystems und sehen, dass die Welt zwar ein Dorf, aber keine Oase des Friedens geworden ist. Dass wir und viele andere das Gute zwar gewollt, aber nur allzu oft nicht vollbracht haben, liegt auf der Hand. Und wir hören, dass dies etwas mit Sünde zu tun hat, die in unserem Fleische sitzt, die zum Wesen der Menschen und ihrer Institutionen einschließlich der Kirche gehört. Eine geheimnisvolle Gegenmacht, die oft das hintertreibt, was wir an Gutem und Sinnvollen verfolgen. Die uns tun und vollbringen lässt, was wir so eigentlich nicht gewollt und beabsichtigt haben. Wir hören aber auch voller Erleichterung davon, dass diese Sünde nicht unüberwindbar ist. Das über dem, was die Sünde verneint und zunichtemacht, Gott sein großes Ja gesprochen hat. Ein Ja über unsere Welt, ein Ja über jeden von uns.

Es wird der evangelischen Kirche gut zu Gesicht stehen, die Menschen an Gottes großes Ja zu erinnern, ihnen dieses Ja immer wieder zuzusprechen inmitten einer Welt, in der Menschen so oft ein „Nein“ entgegengebrüllt wird. Den Menschen zuhören und ihnen Gottes großes Ja zusprechen. Darum wird es gehen – im neuen, im folgenden „Jahrhundert der Kirche“. AMEN.